

Frank Müller

„Wo bleibt er denn, der Versarger?“ Interview mit Ulrich Horstmann

Frank Müller: Kinder zwischen drei und fünf Jahren erleben den Tod noch als zeitlich begrenzten Zustand wie Ausruhen oder Schlafen. Als schrecklich erscheint ihnen das Lebensende oft nur durch die Parallelisierung mit Trennung. An welche Todesängste oder Todesbilder aus Ihrer Kindheit erinnern Sie sich, und wie haben Sie diese erlebt?

Ulrich Horstmann: Das Herumstochern in der Kindheit führt zu nichts. Außerdem habe ich wenige Erinnerungen. Ich bin aus dem Nebel gekommen, und er ist dabei, mich wieder zu verschlucken. Dazwischen riß es auf. Mich auch. Dazwischen war ich mit Klarsicht geschlagen. Deshalb ziehe ich nicht über den Nebel her. Im Gegenteil.

F.M.: Verharren wir trotzdem noch für einen Augenblick auf der Couch. Sie vertreten ja die These, dass die Literatur präventiv Alptraumwelten erschafft, damit die sich abzeichnenden Bedrohungen nicht real werden. Ab wann haben Sie zu schreiben begonnen, und welche persönlichen Dämonen haben Sie so erfolgreich mit einem Bannfluch belegt?

U.H.: Ehre, wem Ehre gebührt. Die Behauptung, Literatur könne Schlimmes, wenn nicht sogar das Schlimmste verhüten, stammt von dem amerikanischen Lyriker Robinson Jeffers. Der hat neben lakonischer und alles andere als menschenfrommer Gedankenlyrik auch Langgedichte in die Welt gesetzt, kalifornische Horrorszenarien mit Untoten, Totschlägern, Ehebrechern und Tierschändern. Sie dienten, so seine Lesart, der Unterhaltung und Ablenkung der Dämonen, die dann – bei ausreichender Grelle – vergäßen, in der Realität eben das Unheil anzurichten, das ihnen die Kunst ja schon auf dem Präsentierteller servierte. Man kann das als Aberglauben und Rückfall ins magische Denken abtun, aber wenn das so ist, haben wir es immerhin mit weißer Magie zu tun. Und sie funktioniert. Ohne die konsequente multimediale Aufrüstung der apokalyptischen Phantasie in den 60er bis 80er Jahren, ohne

die Installierung postatomarer Welten selbst in den Köpfen der politischen und militärischen Entscheidungsträger wäre der Dritte Weltkrieg nicht bis heute aufschiebbar gewesen. Weil wir fähig waren, die Vernichtungsorgien *ad nauseam* und ‚täuschend echt‘ durchzuspielen, war der Ernstfall für die bösen Geister (in uns) zum Gähnen langweilig, und darum ist *The Day After* ein Medienereignis geblieben. Als Hersteller von Präventionsfiktionen habe ich 1976 mit dem angeblichen Nachlaß eines Amokfahrers literarische Geschäftseröffnung gefeiert und nach ein paar weiteren Fingerübungen dann 1983 – durchaus unbescheiden – mit dem *Untier* geno- statt suizidal nachgelegt.

F.M.: Danke für das Stichwort. Ihr literarisches Frühwerk verdient das Prädikat „Selbstmörderliteratur“. Schon als Siebenundzwanzigjähriger veröffentlichen Sie unter dem Titel „Er starb aus freiem Entschluß“ Arbeiten, die Sie als „Sedimente einer vorzeitig zuende gebrachten Ontogenese“ charakterisieren, unter dem Pseudonym Klaus Steintal. Steintal ist aber noch mehr als ein Deckmantel, nämlich erstens eine literarische Figur und zweitens ein Selbstmörder, den Sie fortan durch Ihre Schriften geistern lassen. Zum Beispiel schreiben Sie ihm ein Vorwort zu Ihrem Gedichtband *Kampfschweiger* (2011) zu, einer Ihrer letzten Veröffentlichungen. Sie befördern ihn damit, wie schon zuvor in *Konservatorium* (1995), sogar in die Rolle des Kommentators. Wie kamen Sie auf die Idee, diesen Wiedergänger in die Welt zu setzen, was verbindet Sie persönlich mit ihm, was haben Sie ihm zu verdanken?

U.H.: Auch hier folge ich Vorbildern. Viele renommierte Autoren haben sich Doppelgänger mit umgekehrtem Vorzeichen geschaffen. So stößt man bei Kurt Vonnegut immer wieder auf den abgewirtschafteten SF-Schreiberling Kilgore Trout, und Samuel Johnson, der Literaturpapst der englischen Aufklärung, entdeckt in seinem Bekannten Richard Savage das Alter ego, das er selbst hätte sein können. Ihm widmet der an sich bärbeißige *man of letters* eine einfühlsame und verständnisvolle Biographie, denn er schreibt über einen zweiten Dr. Johnson, über sich selbst ohne Fortune. Die Doppelgänger sind in der Regel Loser; sie haben Blitzableiterfunktion, damit die Erfolglosigkeit nicht ihre Schöpfer trifft. Bei Klaus Steintal gibt es dieses Gefälle nicht. Da ich in deutschen Literaturgeschichten nicht vorkomme, ist er mein Kumpel geworden. Als untergehaltete Veteranen steuern wir die nächste Nebelbank an.

F.M.: Als wiedergekehrter Selbstmörder ist Steintal ein Zombie, ein Untoter. Anders gesagt, in seiner Wirklichkeitsbetrachtung bekommt das Leben einen todessüchtigen Sog. Aber das alles ist aufgehoben – also gleichzeitig bewahrt und relativiert – in der literarischen Fiktion. Und in diesen Gefilden scheint Ihnen das Spiel mit solchen Transgressionen einen Heidenspaß zu machen. Dabei kann es sich aber auch nur um eine Oberflächenerscheinung handeln. Ich erinnere an den durchaus nicht unkomischen Totentanz in Hermann Burgers *Tractatus logico-suicidalis* (1988). Trotz seiner karnevalesken Züge wird in diesem Buch eine existenziell bedrohliche Komponente unmittelbar evident: Burger hat seine „einmalige Begründung eines einmaligen Suizids“ nicht überlebt. Wo sehen Sie Unterschiede zwischen Burger und sich selbst – in der Art und Weise, Literatur zur Bewältigung oder Verschärfung von Krisen zu funktionalisieren?

U.H.: Ich weiß nicht, ob ich die Frage richtig verstehe, aber jeder Künstler spielt – mit immer höheren Einsatz, bis er bei *va banque* und Russisch Roulette angekommen ist. Hermann Burger war so ein Zocker und ein Zauberer oben-drein. Fast hätte ich mich versprochen und Zauderer gesagt. Beides stimmt. Burger hat sich weg- und zurückgeschrieben, und auch im *Tractatus* steckt noch eine Wette aufs Überleben. Er hat sie verloren, aber mit Stil. Simon Zumsteg, der Herausgeber der kürzlich erschienenen Gesamtausgabe, hat mir ein Tondokument zugänglich gemacht, in dem ein Freund des Verstorbenen aufzählt, was er nach dem Selbstmord Burgers auf seinem Schreibtisch vorfindet. Es sind drei meiner eigenen Bücher darunter. Erst überläuft es einen kalt, doch dann versteht man das posthume Kompliment. Auf Hermann Burger, mit dem ich literarisch und stilistisch nicht sonderlich viele Berührungspunkte habe, lasse ich nichts kommen.

F.M.: Im Erscheinungsjahr des *Tractatus* haben Sie mit Burger im Frankfurter Hof ein Gespräch über Melancholie geführt und mit ihm im *Berliner Salon* zum Thema „Lust am Untergang?“ vor laufenden Kameras zusammengesessen. Im selben Jahr erschien auch Ihre Rezension des genannten Buchs. Sie liest sich wie ein Rettungsversuch in letzter Sekunde. In Ihrem Nachwort zur erwähnten Gesamtausgabe scheinen Sie Burgers „Verausgabungskunst“ – die Allianz der Lebensmüdigkeit mit der Literatur – allerdings zu bewundern. Ein Widerspruch?

U.H.: Ja, ich erinnere mich gut an das erste Treffen. Er hatte mich zu einem Interview für die Schweizer Kulturzeitschrift *Du* in dieses Nobelhotel eingeladen. Zu einem sündhaft teuren Essen, das offenbar unter Spesen fiel. Die Hotelloobby war verbarrikadiert, weil umgebaut wurde, aber im Restaurant sahen uns gleich drei Kellner auf die Finger und Teller. Hermann Burger genoss das – zwischen den Gängen hatte er Kartentricks parat –, mir drehte sich der Magen um. In der gedruckten Interviewfassung ist denn auch mehr vom Menu die Rede als von dem, was ich ihm aufgetischt habe. Zu Recht, ich stand ja unter Kulturschock. Das Fernsehstudio war Gold dagegen. Doch selbst da haben wir aneinander vorbeigeredet. Und auf die Rezension, deren Tenor Sie schon richtig wiedergeben, hat er auch nicht gehört. Wir konnten uns nur zuwinken, jeder auf seinem eigenen Seelenverkäufer, jeder auf seinem eigenen Kurs.

F.M.: Schon in Ihren frühen Aphorismen haben Sie den Freitod gegen seine Verächter in Schutz genommen, allen voran natürlich die Theologie. Welche Legitimationsvoraussetzungen müssen aus Ihrer Sicht erfüllt sein, um Hand an sich zu legen, oder stellt sich diese Frage erst gar nicht?

U.H.: Ganz einfach, man muß den Mut und die Kraft haben, den ‚Freitod‘ in den Selbstmord zurückzuverwandeln. Da ist die extremste Form vom Gewalt im Spiel, deren ein Mensch fähig ist, die Gewalt gegen sich selbst. Deshalb ist das „Hand-an-sich-Legen“ (Jean Améry) auch nicht delegierbar. Wer es aufgrund seiner Schwäche und seines körperlichen Zustands nicht mehr gebacken kriegt, für den ist der Zug abgefahren, der soll nicht noch andere mit hineinziehen und sie zu seinen Henkersknechten machen. Ich habe das alles in der *Sinn und Form*-Polemik „Wider das Herumdoktern an den Notausgängen“ etwas weniger grobschlächtig zu formulieren versucht.

F.M.: Zu den erhellenden Einsichten des genannten Aufsatzes gehört, dass der Suizidant im entscheidenden Moment auf Selbstprogrammierung oder Schmerzenstraining zurückgreift und alles in die Waagschale wirft, um Selbsterhaltungstrieb und Todesangst zu überwinden. Mit der Vorstellung des Selbstmords als „Kurzschlussreaktion“ scheint also etwas nicht zu stimmen, und auch der Vorwurf der Feigheit greift nicht. Sie gehen aber auch mit der aktiven Sterbehilfe ins Gericht. Fast scheint es so, als würden Sie eine Zeit heraufziehen sehen, in der Selbstmorde aus ihrer exzentrischen und exklu-

siven Stellung entlassen und zu einer allgemeinen Praxis werden – als kollektive Stilllegungen in einer zunehmend überalternden Gesellschaft?

U.H.: Die inzwischen ihrerseits hochbetagte sogenannte Selbstmord-Debatte besteht zum überwältigenden Teil aus Schmähungen und übler Nachrede. Die Verleumder unterschiedlichster Couleur kommen dabei, so will es mir scheinen, mit mehreren Dingen nicht zurecht: einem Nein, das sie nicht einmal zu denken, geschweige denn in die Tat umzusetzen wagen, der skandalösen Unerreichbarkeit des Grenzverletzers und existenziellen ‚Republikflüchtigen‘ für Sanktionen – man kann sich nur noch ohnmächtig an seiner Leiche und gegebenenfalls an seinen Hinterbliebenen austoben – sowie der sich verbotenerweise einstellenden gleichsam numinosen Scheu und verschämtesten Bewunderung für ein Menschenmögliches jenseits der eigenen Reichweite. Was die gegenwärtige Sterbehilfediskussion für die Verteidiger des „Freitödlers“ (Burger) zu einem Pyrrhussieg macht, ist der damit einhergehende Versuch, dem Täter den Schneid abzukaufen, d.h. den singulären und in der Tat fast übermenschlichen Todesmut zu einer nachfrageorientierten Service-Leistung herabzustufen und zu verbilligen. Für einen solchen Abschied auf Bestellung braucht es dann kein Fünkchen Tapferkeit und Selbstüberwindung mehr, weil man sich in die Bewußtlosigkeit davonestiehlt und dort das ‚Stornieren‘ von Dritten erledigen läßt, die ihr Gewissen rechtzeitig in die Gehirnwäsche gegeben haben und mit der weißen Weste des Wohltäters hausieren gehen. Das Ganze hat in der Tat mit Entsorgung, auf gut deutsch Abfallbeseitigung, zu tun und macht einen sterbenselend.

F.M.: E.M. Cioran schreibt, es sei unmöglich, auch nur eine Zeile von Kleist zu lesen, ohne daran zu denken, dass dieser sich das Leben genommen hat. Unter den von Ihnen übersetzten und herausgegeben Autoren finden sich ja auch einige – zum Teil verdeckte – Selbstmörder: Robert Burton, Philipp Mainländer, Jack London. Ich vermute, das ist kein Zufall? Was reizt Sie an solchen Persönlichkeiten, und inwiefern strukturiert für Sie das Wissen um die biografischen Hinter- und Abgründe Ihre Lektüreerfahrungen und Übersetzungsarbeit vor?

U.H.: Cioran schreibt sinngemäß auch, daß er seine Zeit damit verbracht habe, den Selbstmord großräumig anzuempfehlen und jedem Lebensmüden, den er persönlich kannte, davon abzuraten. Der Mann ist ganz normal – und am

Ende schon ein bißchen senil – in einem Altenheimbett gestorben. Es lebe die Inkonsequenz! Ein Hoch auf die Umkleidekabinen zwischen Wort und Tat! Wenn die Autoimmunen, die Selbstabstoßer, leicht überrepräsentiert sind unter den Autoren, mit denen ich kann, ist das also nicht unbedingt ein schlechtes Zeichen.

F.M.: Ich greife etwas vor: Nach Erscheinen der *Konturen der Philosophie der Menschenflucht*, so lautet der Untertitel Ihres Hauptwerks *Das Untier* (1983), wurden Sie von Zeitgenossen gefragt, warum Sie sich nicht schon längst selbst umgebracht hätten. Einige wollten Ihnen die Arbeit sogar abnehmen! In einer ORF-Sendung entgegnen Sie solchen fürsorglichen Demissionsempfehlungen sinngemäß, dass Sie lieber im Diesseits bleiben, und Sie machen dafür eine bestimmte Antriebskraft verantwortlich: die Neugier. Wenn auf der einen Seite Ciorans Negativediktum steht, dass es ein schwerwiegender „Nachteil“ ist, geboren geworden zu sein, und dass man sich ohne die Idee des Selbstmords augenblicklich umbringen müsste, wie lautet dann Ihre positive Sicht auf den ‚Überlebenswert‘?

U.H.: Ach ja, es ist schon atemberaubend, wie bereitwillig und selbstlos einem die lieben Mitmenschen die Startbahn ins Jenseits freiräumen. Die ewige Advents- und Weihnachtsstimmung mit ihrem derzeit elektronischen Zukunftslametta empfindet schon ein paar schwarzmalerische Nischenexistenzen als schwere Bedrohung und holt verlässlich zum Befreiungsschlag aus. Sich solchen Strafexpeditionen mit möglichst wenig blauen Flecken zu entziehen, trotzdem weiterzumachen und weiterzukommen, mit immer mehr Professionalität und Kaltschnäuzigkeit Katz und Maus zu spielen, das ist das Lebenselixier, nach dem Sie fragen.

F.M.: Es gibt einige Ihrer Aphorismen, die ich fast ständig mit mir herumtrage. In der Sammlung *Hirnschlag* beschreiben Sie sich als „senilen Frühdreißiger“, der sich mit den Greisen, die ihm auf der Münster'schen Promenade entgegenwanken, „eigentümlich wesensverwandt“ fühlt. Wer den Kopf auf die Hand stützt, wiegt damit gleichsam den eigenen Totenschädel, sagen Sie an anderer Stelle. Aus der Sicht einer optimistischen Lebenshaltung eine eher betrübliche Erkenntnis für einen jungen Mann. Wenn man Sie kennt, weiß man, dass Sie diesen Einsichten bestimmt auch Positives abgewinnen – was wäre das?

U.H.: *Das Untier* war ein letztes Buch. Wenn man danach noch weiterschreiben will, muß man das vorletzte, drittletzte, viertletzte in Angriff nehmen. So kommt es, daß ich in meinen Dreißigern ein neunmalkluger Zerebralgrufti – danke für die Blumen – war und heute auf der Promenade in Kinderwagen hineingestikuliere, weil mir der Blick von tief unten aus dem Verdeckschatten so innig vertraut vorkommt und manche von den Vershobenen aussehen, als hätten sie schon ein Dutzend Planeten hinter sich, die auch kein Zuckerschlecken waren. Die Pessimisten, hat mal ein Aphoristikerkollege gesagt, sparen sich ihren Optimismus für schlechte Zeiten auf. So ist es. Die eiserne Ration schlingt man nicht leichtfertig herunter, sondern nur im äußersten Notfall. Daß sie dann ungenießbar und verdorben ist, steht unter solchen Umständen zu erwarten, überrascht niemanden mehr und bestätigt die Unheilserwartungen aufs erfreulichste.

F.M.: Sie beschreiben ja ein ‚Vorauslaufen‘ des Selbstgefühls über das Hier und Jetzt hinaus, ein Vorauslaufen in den Tod. Dahinter steckt, dass der Tod ein Kontinuum ist und kein punktueller Vorgang, ein Absterben über Jahrzehnte. Dieses steigert sich bis zur Wahrnehmung, dass das Leben etwas im Grunde schon Abgeschlossenes und lediglich Nachgeschlepptes ist. Die innerlich leblose Hülle fällt mir ein. War oder ist das wirklich Ihr Lebensgefühl?

U.H.: Darauf kann ich, nicht zum ersten Mal, nur über einen kleinen Umweg antworten. Ohne-mich-Welten, also Milieus, in denen ich nicht oder nicht mehr vorkomme, haben mich immer fasziniert. Wenn sie im Singular auftreten, heißen sie Tod, als Kollektivphänomen Menschenleere. Die Pointe ist nun, daß kein Tourismuskonzern sie im Angebot hat. Man kann sie nur via Einbildungskraft betreten und auskundschaften. Allein Literatur und Kunst bringen diesen Houdini-Akt zustande, sich da umzutun, wo man fehlt. Unser bewundernswerter Kopf generiert in diesem Fall eine Wirklichkeit, die dadurch definiert ist, daß es darin keine einfallsreichen Köpfe mehr gibt, beschwört seine eigene Abwesenheit herauf. „Imagination Dead Imagine“ heißt dieser Befehl, den sich Beckett in einem späten Prosastück selbst erteilt und auf unvergeßliche Weise ausführt. Letzte, postapokalyptische Erlebnisräume hatten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Konjunktur – mit guten Grund, wie ich oben schon andeutete. Ich habe bei diesem Hexensabbath mitgemischt und mitgetanzt, und zwar besten Gewissens, denn ohne solche Veranstaltungen wären wir in einem „Menschlichen Elende“ angekommen,

das uns „wie Rauch von starken Winden“ – so die Schlußzeile von Andreas Gryphius – in heiße Luft und Fallout-Schwaden aufgelöst hätte.

F.M.: Im *Untier* verwandeln Sie die Apokalypse zu einer Herausforderung. Wir selbst werden aufgefordert, uns bewusst und sehenden Auges den Garau zu machen. Dabei verbinden sich die individuelle und die globale Perspektive miteinander: Sie selbst werden zum Psychologen in eigener Sache und fragen sich, ob Sie in Ihrem Endzeitbewusstsein nur die Angst vor dem privaten Tod planetarisieren. Oder Sie behaupten, dass der Selbstmörder den Gattungstod „in einer Art ungeduldigen Symbolismus“ gleichsam antizipiere. Entweder projizieren Sie also – oder die letalen Tendenzen der Einzelsubjekte summieren sich auf zu einem maroden Metaorganismus, mit dem es zwangsläufig nur noch zu Ende gehen kann?

U.H.: Ob ich in dieser Streitschrift meine subjektiv-unmaßgebliche Todesangst projiziert und globalisiert habe oder nicht, wen kümmert's? Statt der psychologischen sollten hier eher die kognitiven Prozesse akzentuiert werden. Zwei Stichworte mögen genügen. Das *Untier* ist Präventivliteratur; es schreit das ‚Spring doch!‘ heraus, das immer dann ertönt, wenn man sich angesichts eines Menschen ‚auf der Kippe‘ nicht mehr zu helfen weiß und alle anderen Mittel versagt haben. Und es ist Eventualitätsphilosophie. Philosophen sind *Sinn-addicts*; sie hängen am Tropf, der verständlich macht, wie andere an der Flasche. Eine Menschheitsgeschichte, die in die selbsterzeugte Menschenleere mündet, stellt für dieses sich selbstverständliche Sinnverlangen eine beachtliche Herausforderung dar. Sie ist dadurch nicht gerade einfacher zu bewältigen, daß es nach dem Holozid an philosophischen Hirnen ebenso mangelt wie an den Betonköpfen, die die Katastrophe ausgelöst haben. Deshalb muß man das Sinnstiftungsprojekt in Angriff nehmen, bevor es knallt. Soviel immerhin ist sich *homo sapiens sapiens* schuldig, und es war mir eine Ehre, mit meinen schwachen Kräften bei der Abfassung des philosophischen Nachrufs zur Verfügung zu stehen.

F.M.: Im *Spiegel* haben Sie 1999 ein Essay mit dem Titel „Sisyphus im weißen Kittel“ veröffentlicht. Darin polemisieren gegen die Erlösungsversprechen der Medizin und, wenn das Ende dann doch unvermeidlich wird, die Entstellung des bewussten Sterbens zum schnelllöslichen Instant-Tod. Am Anfang des Essays steht jedoch ein anderer Satz, der da heißt: „Wenn es so weit ist, will ich

das hier nicht geschrieben haben.“ Damit wären wir wieder bei den Widersprüchen. Wann, glauben Sie, stellt sich die echte, die unmittelbare Todesangst ein; ist das wirklich erst auf der Zielgeraden der Fall, oder gibt es hier Abstufungen? Ich denke zum Beispiel an Krankheiten, die ja auch als Vorboten erscheinen können.

U.H.: Ich könnte jetzt Walt Whitman vorschreiben: „Do I contradict myself? Very well, then I contradict myself, I am large, I contain multitudes.“ Aber dann hätte ich mir statt des Vorwurfs mangelnder Stringenz nur den wohl noch schlimmeren des Größenwahns eingehandelt. Lassen wir es also bei dem Eingeständnis, daß ich ebensowenig wie Sie oder wer auch immer sicher sein kann, ob ich in einer existenziellen Grenzsituation weltanschauungs- und überzeugungskonform handle oder nicht. Wir erleben uns als verlässlich nur in der Normalität. Wenn die zusammenbricht, kennen wir uns oft nicht wieder. Im Englischen gibt es den plastischen Ausdruck *panic-stricken*, der das Ausgeliefertsein an Rückenmark, Kleinhirn und die Überlebensinstinkte benennt. Da ist es mit dem Vernünfteln vorbei. Ich wäre ein Narr, wenn ich den Eindruck zu erwecken versuchte, ich hätte ein (Patent-)Rezept. Vielmehr muß man sich der Möglichkeit stellen, daß man sich in einen Jammerlappen oder Übleres verwandelt. Stoa hin, christliche *ars moriendi* her; die Aristide Bruants und La Goulues unter den Totentänzern sind nicht gerade Legion.

F.M.: Vor unserer Zeit war es so, dass die Alten zufrieden und lebenssatt im Kreise der Familie starben. Das erbitterte Ankämpfen gegen den Tod hingegen scheint eine neuere Erscheinung zu sein. Jedenfalls ist eine ‚Erfüllung‘ und ‚Ausschöpfung‘ des Lebens wohl das sinnigere Konzept als jene Warteschleifen, die wir in Altenheimen drehen müssen, bevor wir ausgelaut von einem in die Länge gezogenen Sterbeprozess die Fliege machen. Damit stellt sich zwangsläufig die Frage nach den ‚Lebensinhalten‘, also nach dem, was Ihrem Leben Substanz gibt.

U.H.: Leider ist einer der Triumphe der modernen Medizin – bei Licht besehen – die Zerdehnung des Finales über Monate und Jahre hinweg, da gebe ich Ihnen Recht. Aber derjenige, der bei den ersten Zeichen von Gebrechlichkeit in die Zeitmaschine steigt, um sein Leben ruckzuck in einer guten alten Pestepidemie auszuhauchen, muß erst noch geboren werden. Bei Ihrem Auskunftersuchen, was ‚Lebensinhalte‘ angeht, werde ich wortkarg. Werte be-

glaubigt das Vorleben, nicht das Zerpredigen. Wer die Dinge herausposaunt, die ihn tragen, der hat etwas zu verbergen.

F.M.: Ihr Aphorismenband *Einfallstor* erschien 1998, zu diesem Zeitpunkt waren sie fast fünfzig. Das Buch unterscheidet sich sehr von der wilden und kraftstrotzenden ‚Berserker-Polemik‘ in *Hirnschlag*. Es ist überaus musikalisch – nicht nur, weil Sie sich darin auch mit Werken der klassischen Musik befassen, sondern auch, weil Sie darin den Blick noch stärker nach innen richten und Befindlichkeiten zum Klingen bringen. Sie schreiben: „Irgendwann zwischen vierzig und fünfzig erreicht man die dritte Welt. [...] Auf Schritt und Tritt feine Brechungen, andeutungsvolle Spiegelreflexe.“ Sie gehen in den eigenen Spuren zurück und blicken voraus in die „Ohne-mich-Welt“. Ich lese das nicht allein als Protokoll eines Vitalitätsverlusts oder eines Angekommenseins in der eigenen Endlichkeit. Denn die innere Stimmigkeit, die diese Aphorismen ausstrahlen, hat auch etwas sehr Versöhnliches. Warum lohnt es sich, dieses Lebensalter auszuprobieren?

U.H.: Ein halbes Jahrhundert ist eine vorzeigbare Verweildauer, vor allem für ein Geschöpf, von dem die Anthropologen behaupten, daß es als Sammler und Jäger evolutionsgeschichtlich auf wesentlich rascheren Verschleiß angelegt war. Wenn das stimmt, haben wir uns mit fünfzig ausnahmslos schon überlebt und müßten eigentlich mit Oldtimer-Nummernschildern unterwegs sein. Natürlich war das Paläolithikum körperlich viel strapaziöser als unsere komfortable Gegenwart, so daß wir länger ‚halten‘; aber an der Vorstellung von der Zweitexistenz ist etwas dran. In diesem Alter ertappt man sich immer öfter in der Retrospektive, beginnt zunächst arglos zurückzublättern. Und dabei bin ich auf einen respektlosen, verschlagenen und dem geistigen Freibeutertum zugetanen Kobold gestoßen, von dem ich mich nicht selten belehren und manchmal beschämen lassen mußte, und von dem ich nur zu genau weiß, er risse sich kein Bein aus, um meine Bekanntschaft zu machen. Fünfzig plus: einerseits abgestoßene Hörner, Feinabstimmung, Weichzeichner; andererseits aber auch Reinjektion der alten jugendlichen Renitenz. Alles in allem keine schlechte Phase.

F.M.: In *Hoffnungsträger*, einem Band, den Sie im Klappentext als „erste posthume Publikation“ ausweisen, feiern Sie den Widerspruch auf ganz unterschiedliche Weise. (Dazu muss man wissen, dass Sie dem Schreiben im Jahr

2004 abgeschworen haben, dann aber wiederholt rückfällig geworden sind.) Ihre „Kleine Unsterblichkeit“, schreiben Sie, wollen Sie erreichen, indem Sie so lange falsche, sich widersprechende Todesdaten in die Welt setzen, bis sich der faktische Exitus glaubwürdig nicht mehr mitteilen lässt. Indem Sie Ihr Vorhaben jedoch öffentlich machen, entziehen Sie ihm gleichzeitig die Basis. Noch stärker wird in Ihrer Gießener Abschiedsvorlesung im Juli 2014 deutlich, dass sich die Frage des ‚Nachruhms‘ beileibe nicht nur auf Ihre postkreative Phase bezieht, sondern auf den realen Tod des Autors Ulrich Horstmann. Anders gesagt: Sie suchen – auf den ersten Blick – nach Wegen, die sicherstellen, dass Ihre Mitmenschen den Schalter nicht einfach auf ‚Aus‘ stellen, sondern Ihre Person in der Erinnerung langsam wegdimmen. Das allmähliche Verblässen ist zugegebenermaßen die angenehmere Vorstellung. Trotzdem will ich nicht verhehlen, dass ich diesen halbernstesten, halbironischen Wendemanövern inklusive der sich überbietenden Selbstkommentare der letzten Jahre nicht folgen kann und immer wieder aus der Bahn geworfen werde, sobald ich es versuche. Worin liegt der Reim dieser Ungereimtheiten, wenn nicht in einem Maskenspiel, bei dem zu guter Letzt nicht etwa der Träger, sondern nur die Masken selbst übrig bleiben?

U.H.: Gut gesagt. Die letzte Frage lasse ich so stehen. Wir kommen im Jubiläumsjahr 2114 darauf zurück.

F.M.: Viele Literaten und Philosophen haben eine theologische Spätphase, in der sie sich altersmilde auf einen höheren Zweck ihres irdischen Daseins besinnen. Welche Veränderungen können Sie an Ihrem Draht nach oben feststellen?

U.H.: Es bleibt die alte Standleitung. Darf ich mich selbst zitieren? „Mein Gott hat keine Probleme damit, daß ich nicht an ihn glaube.“

F.M.: In einem Ihrer Aphorismen lassen Sie das auktoriale Ich sagen, dieses hätte gerne einen Probeabzug von der Form der Mondsichel zu seiner Todesstunde. Damit kann ich leider nicht dienen. Zumindest in eine ähnliche Richtung geht jedoch die Tradition der *Famous last words*. Damit ist im historischen England die Selbstverpflichtung gemeint, die Welt nicht ohne zitiertfähige letzte Worte zu verlassen. Sie werden dereinst ‚Nachrufe zu Leb-

zeiten' zuhauf hinterlassen, aber vielleicht haben Sie trotzdem Lust auf einen weiteren Probelauf ...

U.H.: Da erinnern Sie sich falsch. Es ging nicht um Mondgesichter, sondern um die Sichelflüger. In welcher Formation die Mauersegler gerade fliegen, wenn ich die Fliege machen, das wüßte ich gern. Mein letztes Wort dagegen gebe ich Ihnen ungebührlicherweise schon jetzt zur Kolportage frei: „Wo bleibt er denn, der Versarger?“